

Mona
Silver

V erlorener Stern

Roman

SIEBEN  VERLAG

Verlorener Stern

Mona Silver

SIEBEN  VERLAG

Verlorener Stern
Mona Silver

© Sieben Verlag 2015, 64354 Reinheim
Covergestaltung © Andrea Gunschera

ISBN Taschenbuch: 9783864434563
ISBN Ebook-PDF: 9783864434570
ISBN Ebook-Epub: 9783864434587

www.sieben-verlag.de

Kapitel 1

„Mama!“ Hannah rollte vorwurfsvoll mit den Augen und ihre zum Pferdeschwanz hochgebundenen blonden Locken flogen widerspenstig hin und her, während sie bockig den Kopf schüttelte. „Ich will aber noch nicht nach Hause! Wir haben die Zimtschnecken noch nicht probiert.“

Hannahs Mutter seufzte. Sie kannte ihre Tochter, wenn die sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnten weder sie noch Naturgewalten ihre störrische Tochter davon abbringen. „Hannah, Schätzchen, bitte! Wir haben noch so viel zu erledigen. Die Zimtschnecken sind so, wie sie immer sind. Die müssen wir nicht testen. Du möchtest doch auch, dass bei deiner Geburtstagsparty nichts schiefgeht. Das passiert aber nicht von selbst, wir müssen los.“ Sie hatten in ihrem Stammcafé für die bevorstehende Geburtstagsparty Kuchen getestet. Hannahs Mundwinkel zeugten davon, dass sie von Schoko- über Sahnetorte bis hin zu Nugat-, Früchte- und Marzipantorte alles ausprobiert hatte. Letztendlich konnten sie sich auf eine Torte aus Früchten und Marzipan einigen, Früchte, weil die Mutter etwas Gesundes, und Marzipan, weil Hannah etwas Süßes wollte. Na ja, ‚geeignet‘ war vielleicht nicht das richtige Wort, wenn man sich die Überreste der Tortenschlacht, von denen Hannah sich nicht losreißen konnte, betrachtete. Das Argument der perfekten Geburtstagsparty half schließlich, das Süßmälchen zu überzeugen und Hannah warf einen letzten sehnsüchtigen Blick auf die halb vollen Teller, während sie von ihrem Stuhl herunterhopste, um ihrer Mutter aus dem Café zu folgen.

*

„Tisch vier will zahlen. Ich mach das schon“, rief Claire ihrer Kollegin zu, die gerade ein Tablett voller Kaffee und Kuchen an ihr vorbei jonglierte und ihr dankbar zunickte.

Der gut aussehende Kunde an Tisch vier war unauffällig gekleidet mit Jeans und hellblauem Oberhemd, dessen Ärmel bis zum Ellenbogen hochgekrempt waren. Er saß in der

hintersten Ecke des Cafés im Schatten verborgen, aber seine goldfarbenen Augen leuchteten so intensiv, dass sie nicht anders konnte, als unhöflich hinein zu starren. Er strich sein dunkles, kinnlanges Haar nach hinten und kramte seinen Geldbeutel aus der Jackentasche hervor. Claire war fasziniert von dem Fremden und versuchte während des Kassierens mit ihm zu flirten, aber er war so abgelenkt, dass er es nicht einmal bemerkte. Als sie umständlich in ihrer Kellnerbörse nach dem Kleingeld kramte, um Zeit zu schinden, überließ er ihr mit einem knappen „Stimmt so, danke“ ein großzügiges Trinkgeld und stürmte aus dem Café. Enttäuscht blickte sie ihm nach und zuckte dann resignierend mit den Schultern. Pech gehabt, dachte sie. Aber der Versuch war's wert.

*

Philip Benett suchte die Straße ab. Schließlich fand sein Blick die Mutter und ihre blond gelockte Tochter, die gerade vor ihm das Café verlassen hatten und er beobachtete sie dabei, wie sie ins Auto stiegen und in Richtung Süden davonfuhren.

Sein Herz schlug schnell und die Atmung war beschleunigt. Seine Pupillen hatten die Form eines fünfzackigen Sterns angenommen und in seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Philip Benett starrte dem davonfahrenden Auto hinterher. Nun war es also so weit. Der Tag, für den er seit so vielen Jahren lebte, war gekommen. Er hatte seine Na'ifh gefunden, sich auf das Mädchen namens Hannah geprägt. In seinem Inneren liefen bereits die naturgegebenen Prozesse ab, denen er sich nur schwer würde widersetzen können. Von nun an würde er zu jeder Tageszeit genau wissen, wo sie sich aufhielt und ob es ihr gut ging. Er würde ihre Koordinaten überall auf der Welt finden und ein Datum rückte in den Mittelpunkt seiner Wahrnehmung: ihr achter Geburtstag am achten August des kommenden Jahres, ihre Tag-und-Mond-Gleiche. Der Tag, an dem Hannah seine Tochter, seine Na'ifh, werden würde. Bis dahin würde er sich gedulden müssen, denn nur an diesem einen Tag würde die mystische Kraft der

Sterne stark genug sein, um aus dem Menschenkind Hannah eine Angehörige seines Volkes, eine Bo'othi, zu machen.

Philip gab sich einen Ruck und setzte sich in Bewegung. Er grub in seiner Jackentasche nach dem Autoschlüssel und ging zu seinem Wagen. Obwohl er andere Möglichkeiten der Fortbewegung hatte, genoss er es, sich auf sein Auto zu verlassen. Dieses Fortbewegungsmittel lieferte ihm die Möglichkeit, auf dem Weg von A nach B seinen Gedanken nachzuhängen und abzuschalten. Dank des Seelenwandels blieb keine Zelle des Gehirns ungenutzt und im Moment arbeitete jede seiner Zellen auf Hochtouren.

Seelenwandel. Philips Augen richteten sich in die Ferne, während er seinen Wagen auf die Hauptstraße lenkte, die in Richtung Süden aus der Stadt herausführte. Vor einem halben Jahr hatte es ihn in den äußersten Westen der USA gezogen und er hatte sich ein Haus in Tacoma gekauft. Es war nichts Großes, aber gemütlich und die Lage im Bundesstaat Washington mitten in spektakulärer Natur, aber trotzdem mit allen Annehmlichkeiten des Stadtlebens, war für ihn die optimale Mischung. Jetzt war ihm auch klar, warum dieser unwiderstehliche Drang hierherzuziehen ihn überfallen hatte. Die Sterne hatten ihn geleitet. Hier wohnte sein Lebensziel. Seit dreihundertfünfzehn Jahren lebte er nun schon in der Erwartung auf diesen einen, alles entscheidenden Moment. Wie alle seine Vorfahren vor ihm und seine Nachfahren nach ihm kannte nun auch er das genaue Datum für seinen zweiten und letzten Seelenwandel. Er war aufgewühlt und es fiel ihm schwer, seine Gefühle einzuordnen. Es war eine Mischung aus instinktiver Freude, Erfüllung und Erwartung, aber auch Angst und eine ungewohnte Endgültigkeit machten sich in ihm breit. Seelenwandel, das war die Wiedergeburt einer Alten Seele ins Volk der Bo'othi. Seines Volkes. Und für ihn war heute der Anfang vom Ende.

*

Philip schlich sich im Schutz der Dunkelheit in den

Hinterhof des Hauses, in dem Victoria und Hannah lebten. Sich an der Regenrinne entlang hangelnd kletterte er die Natursteinfassade hinauf und sprang lautlos auf den Balkon vor Hannahs Zimmer. Dicht gedrängt stand er an die Hauswand gelehnt und gab Acht, dass man ihn nicht sehen konnte. Im Zimmer ging das Licht an. Hannah stürmte hinein und krabbelte auf ihr hohes Bett. Sie trug ein sonnenblumengelbes Nachthemd und ihre Haare waren zu Zöpfen geflochten. Hinter ihr betrat ihre Mutter den Raum und half dem Mädchen unter die Decke.

Hannahs Party war offensichtlich ein großer Erfolg gewesen. Sie sah zufrieden aus, als ihre Mutter sie noch einmal fest umarmte.

„Ich hab dich lieb, Mama“, sagte sie und ihre Mutter stopfte Paul, das Stofftier, in die Armbeuge des Mädchens und deckte sie zu.

„Ich habe dich auch lieb, mein Schatz“, antwortete ihre Mutter und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. „Schlaf schön und träume von Torten und Clowns und Freunden und Luftballons.“

„Das werde ich.“

Hannah kuschelte sich in die Kissen und ihre Mutter verließ das Zimmer. Wie immer blieb die Tür einen Spalt offen, sodass sie das Licht aus dem Wohnzimmer hineinschimmern sehen konnte. Kurz darauf fiel sie in tiefen Schlaf.

Draußen auf dem Balkon löste sich Philip aus dem Schatten und verließ unbemerkt seinen Beobachtungsposten auf dem gleichen Weg, wie er gekommen war. Seit ihrer ersten Begegnung vor wenigen Tagen war Philip jeden Abend hier gewesen und hatte beobachtet, wie Hannah abends ins Bett gebracht wurde. Morgen früh würde er wieder hier sein und dabei zusehen, wie sie aufwachte und aus dem Bett kletterte. Sein Herz floss über vor Liebe für dieses Kind, er würde alles für sie tun, ihr alles geben, und doch war ihm bewusst, dass er ihr zuerst alles würde nehmen müssen.

Philip öffnete die Tür seines Hauses und betrat die Küche.

Er setzte Wasser für einen Tee auf und ging dann ins Wohnzimmer. Viel Einrichtung außer der, die zum Haus gehörte, hatte er nicht. Das alte Sofa hatte schon bessere Zeiten gesehen, aber er war ohnehin nie lange an einem Ort geblieben, solche Dinge spielten für ihn keine Rolle. Der Fernseher und das alte Radio, das er in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts erstanden hatte, waren das Einzige, was er selbst zur Einrichtung beigetragen hatte. Beides ließ er heute links liegen und setzte sich in den speckigen Ohrensessel, der weder zum Sofa noch zur sonstigen Einrichtung zu passen schien. Es wurde gerade dunkel, aber er schaltete kein Licht an, sondern richtete seinen Blick nach innen.

Er konzentrierte sich auf Magda Solikowa, seine engste Freundin seit ewigen Zeiten. Er streckte seine Fühler nach ihr aus und tastete sich vorsichtig an sie heran. Anders als die moderne Technik, die Geld kostete und von Wetterlage, leeren Akkus und fehlenden Ladekabeln abhängig war, war die Kontaktaufnahme bei den Bo'othi völlig unabhängig von äußeren Einflüssen. Allein seine telepathischen Fähigkeiten sorgten dafür, dass er ihm bekannte Bo'othi finden und mit ihnen sprechen konnte. Ohne Umwege führten seine Sinne ihn, tasteten sich immer näher an sein Ziel heran und entdeckten Magda schließlich im Süden Deutschlands, wo sie gerade aufwachte und sich noch einmal in die Decken kuschelte, bevor sie aufstehen würde.

„Magda, meine Liebe, können wir reden?“

„Philip, hallo! Wie schön, von dir zu hören! Wie geht es dir?“ Er konnte das Lächeln förmlich hören, das sich auf ihrem Gesicht breitmachte.

„Es ist so weit, Magda. Ich habe mich geprägt.“

„Du hast ...? Philip! Was für Neuigkeiten! Wer ist es und wo hast du ihn oder sie gefunden?“

Magda klang aufgeregt, gleichzeitig erfreut und zurückhaltend. Sie selbst war seit hundertfünfzig Jahren auf der Suche und wünschte sich nichts sehnlicher, als endlich ihr Na'ifh zu finden, aber bislang hatte sie kein Glück gehabt. Sie hatte viel in ihrem Leben durchgemacht, und obwohl sie nie

den Mut verloren hatte, war sie bereit, ihre Alte Seele weiterzureichen und selbst Frieden zu finden. Er hingegen hatte nie wirklich darüber nachgedacht, ob er seine Alte Seele weiterzugeben bereit war. Ein wenig verhohlenen Neid konnte er ihr daher nicht verdenken, doch er wusste, dass das ihrer Freundschaft keinen Abbruch tun würde.

„Ihr Name ist Hannah Schuyler. Sie ist gerade sieben geworden, aber ihre Sternzahl ist acht, also muss ich noch bis nächstes Jahr warten.“

„Acht? Das ist gut! Sie ist stark.“

Für die Bo’othi war die Sternzahl eines Kindes von großer Bedeutung. Die seltenen Sternkinder mussten exakt zum richtigen Zeitpunkt geboren werden, nämlich dann, wenn die Kraft der drei Bo’otha-Sterne den größten Einfluss auf die Erde hatte. Im Verlauf eines Jahres änderte sich die Strahlung der Sterne aufgrund ihrer Ausrichtung zur Erde und ihr Einfluss nahm zu. Je später im Jahr ein Kind geboren wurde, desto höher war seine Sternzahl und umso mehr Energie wurde in seinem Blut gespeichert.

Philip ging in die Küche und nahm den Teekessel vom Herd. Er kramte im Schrank nach Tasse und Teebeutel, goss das Wasser ein und kehrte zurück ins Wohnzimmer.

Magda schwieg eine Zeit lang. Schließlich räusperte sie sich: „Philip, ich beneide dich! Aber ich weiß auch, dass du anders bist als ich. Du hast nie aktiv nach deinem Na’ifh gesucht. Wie geht es dir wirklich? Bist du bereit?“

Leise zischend ließ er die Luft zwischen seinen Zähnen entweichen. „Ich weiß es nicht, Magda. Ist man das jemals? Um ehrlich zu sein, habe ich Angst. Angst, die ich schon mein ganzes Leben lang hatte, aber die ich bis jetzt gut verdrängen konnte, weil die Zeit so unendlich zu sein schien. Aber Zeit ist kein unendliches Gut, egal wie lange wir leben. Alles fühlt sich so endgültig an, wenn es erst einmal begonnen hat.“ Er ließ den Teebeutel in der Tasse auf und ab springen und sah geistesabwesend zu, wie die sich in der Flüssigkeit ausbreitenden dunklen Wolken heißes Wasser in würzig duftenden Tee verwandelten.

„Dreißig Jahre sind ein Wimpernschlag verglichen mit der

Zeit, die du oder ich schon leben.“

Magdas Stimme war leise. Sie sprach aus, was Philip insgeheim dachte, was wohl jeder Bo'othi vor ihnen gedacht hatte, wenn seine Zeit gekommen war. Philip nippte an seinem Tee, spürte die angenehme Hitze seine Kehle runterlaufen und versuchte, sich zu entspannen. Seit er Hannah das erste Mal begegnet war, war er angespannt und er war dankbar für eine Freundin wie Magda, der er nichts vormachen musste.

Von den Bo'othi wurde erwartet, dass das Finden ihres Na'ifh ihre Erfüllung bedeutete, immerhin war es das Ziel ihrer gesamten Existenz, um den Fortbestand des Volkes zu sichern. Aber Philip hing an seinem Leben und nun hatte er sein Ende vor Augen. Er würde Hannahs Bo'othai werden, ihr Vater und Mutter zugleich sein. Von dem Moment an, in dem sie ins Volk erwachte, würde er an der Seite seines Zöglings bleiben und sie alles lehren, was sie wissen musste. Der Seelenwandel, der dreißig Jahre später vollzogen werden würde, wäre für ihn das Ende und für Hannah der Anfang einer langen Reise. Der Gedanke an die große Verantwortung, die er nun für seine Na'ifh trug, lastete schwer auf ihm. Er wollte sich dem stellen, die Dinge annehmen, wie sie nun einmal waren. Und er wollte es gut machen. Besser als seine eigene Bo'othai, besser als die meisten seines Volks. Er wollte Rücksicht nehmen auf Hannah. Aber in seinem Inneren tobte ein Kampf zwischen seinem Pflichtbewusstsein und seiner Angst vor dem was kommen würde. Denn nach ihrem Seelenwandel würde es keinen Philip mehr geben. Seine Alte Seele würde zusammen mit dem Kind ein neues Leben beginnen. Der Mensch Hannah und die Alte Seele Ka'athorn würden eine ganz neue Einheit bilden, die aus der Jugend des Mädchens und der Erfahrung Ka'athorns Kraft schöpfen würde. Philip holte tief Luft und versuchte so, das enge Gefühl in seiner Brust zu vertreiben.

„Ich weiß, Magda. Es fühlt sich an wie ein Haltbarkeitsdatum, das langsam abläuft. Aber vermutlich können wir alle unserem Schicksal nicht entgehen. Die Sterne

wollen es so und wir müssen danach leben. Ich liebe dieses Kind schon jetzt, dabei habe ich sie gerade erst kennengelernt. Liebe sie so sehr, dass ich bereit bin, sie mit meinem Leben zu beschützen. Unsere Natur meint es gut mit uns, denn sonst wäre es sicher noch schwerer.“

„Du hast sie außergewöhnlich früh entdeckt und solltest dich vorerst von ihr fernhalten. Sie jetzt schon zu konfrontieren könnte verwirrend sein. Für euch beide.“

Philip hörte, wie im Hintergrund Magdas Wecker klingelte und sie ihn per Knopfdruck zum Schweigen brachte.

„Ja, daran habe ich auch schon gedacht. Aber vielleicht ist es auch eine Chance, dass ich sie so früh gefunden habe. Sie hat Zeit mich kennen zu lernen und muss keine Angst vor mir haben, wenn ich zur Tag-und-Mond-Gleiche ihr jetziges Leben beende. Wenn ich sie aus ihrem Grab befreie, wird sie schon wissen, dass ich ihr nichts Böses will. Anders als die meisten von uns, die nach ihrem Erwachen einem Fremden gegenüber treten und die Welt nicht mehr verstehen. Ich will nicht, dass sie sich vor mir ängstigt. Ich will ihr nicht wehtun. Ich will die Chance nutzen, es bei ihr besser zu machen.“

„Philip, du weißt, dass das, was du da sagst, gegen unsere Gesetze verstößt? Kontakt zu unseren Na'ifh dürfen wir erst zur Tag-und-Mond-Gleiche aufnehmen!“

Er zuckte abwehrend mit den Schultern. „Ich weiß, aber ich finde nicht, dass dieses Gesetz richtig ist. Manchmal muss man auch ein Risiko eingehen und neue Wege gehen.“

„Du musst natürlich wissen, was du tust. Dein Geheimnis ist bei mir sicher. Du solltest aber auf jeden Fall in dieser Zeit möglichst unsichtbar bleiben.“ In Magdas Stimme schwang ein besorgter Unterton mit.

„Ja, das werde ich. Ich werde mich in regelmäßigen Abständen bei dir melden.“ Philip spürte, dass Magda aufgestanden war und die Gardinen in ihrem Schlafzimmer zur Seite geschoben hatte. Er fühlte die Wärme des Sonnenlichts, das ihr ins Gesicht schien. „Magda, ich sollte dich nicht weiter aufhalten, dein Tag fängt gerade erst an. Ich muss eh gleich raus zum Trinken. Heute ist eine gute Nacht, der Himmel ist klar und das Licht der Sterne intensiv. Ich

danke dir fürs Zuhören. Es hat gutgetan, offen über alles sprechen zu können.“

„Gute Nacht, Philip. Pass auf dich auf! Du weißt, dass du mich jederzeit rufen kannst. Dazu sind Freunde da.“

„Bis bald, Magda.“

Philip stand auf und stellte die Teetasse in der Küche ab. Mittlerweile war es dunkel geworden und er zog sich eine leichte Strickjacke über. Die Nächte waren kühl, insbesondere in den dichten Wäldern der Umgebung. Er stieg ins Auto und fuhr in Richtung Five Mile Drive, einem riesigen Park abseits der Hektik der Stadt. Hier würde er dank der regulären Öffnungszeiten in der Nacht allein sein und genug Ruhe zum Trinken finden. Die Bo'othi brauchten regelmäßig das Licht ihrer Heimatsterne, um bei Kräften zu bleiben. Dies war nur bei unbewölktem Himmel möglich. Blieb das Licht der Sterne lange hinter einer Wolkendecke verborgen, gab es Mittel und Wege, die Zeit zu überbrücken, aber der Körper eines Bo'othi funktionierte am besten mit der reinen Energie der Sterne.

Nachdem er geparkt hatte, überzeugte er den Ranger telepathisch davon, dass niemand zu dieser nachtschlafenden Zeit in den Park wollte und wurde ungehindert durchgelassen. Er ging seinen gewohnten Pfad entlang, abseits der vorgegebenen Wanderwege. Auf einer Lichtung blieb er stehen und atmete tief die klare, saubere Luft ein. Das Licht des Mondes und der Sterne hüllte die Lichtung in geheimnisvolle Stimmung und ließ Schatten über den Waldboden zucken. Er reckte sein Gesicht gen Himmel und ein sphärisches Sirren kündigte die Lichterfunken an, die ihn kurze Zeit später in tänzelnden Bewegungen glitzernd und sprühend umhüllten. Wie immer durchfuhr ihn ein Schauern, als seine Haut zu kribbeln begann. Er konzentrierte sich und bündelte das vertraute Licht der Bo'othas Sterne, lenkte es in seine Augen. Seine Sinne traten in den Hintergrund, als seine Pupillen sich kurz zu einem stecknadelkopfgroßen Punkt zusammenzogen, um sich dann blitzschnell zu Sternen zu weiten, die im Takt seines Herzens gierig das funkelnde Licht aufsogen. Die Energie seiner

Heimatsterne wurde durch seinen Körper gepumpt, heiß und wild nahm sie Besitz von ihm, schaltete alle anderen Empfindungen aus. Drei Stunden verharrte er nahezu bewegungslos auf der Stelle und trank so viel Energie, wie er konnte. Als er die Verbindung mit dem Licht schließlich unterbrach, bebte sein gesamter Körper, fühlte sich erholt und stark an. Philip sammelte sich kurz und spürte seine fünf Sinne zurückkehren, bevor er sich abwandte und auf den Heimweg machte.

Kurz hinter der Lichtung trat lautlos ein Puma aus dem Unterholz. Das gewaltige Tier stieß ein bedrohliches Fauchen aus und blieb nur wenige Meter vor ihm stehen. Philip verharrte bewegungslos und erwiderte furchtlos den Blick der gelben Katzenaugen. Die Muskeln des mächtigen Pumakaters spielten eindrucksvoll unter seinem Fell, als er sich in Bewegung setzte und langsam auf ihn zukam. Philip öffnete sich für das Tier, ließ es seine Gefühle spüren und erhielt im Gegenzug dafür auch Einblick in die Emotionen des Pumas. Vertrauensvoll rieb die große Katze den Kopf an Philips Hüfte und ihre Schwanzspitze zuckte träge hin und her. Wie eine zahme Hauskatze strich sie ihm um die Beine. Ihren scharfen Sinnen entging nicht die kleinste Bewegung und immer wieder starrte sie aufmerksam in die Dunkelheit. Philip kraulte den Puma zwischen den Ohren, was mit einem wohligen Grollen quittiert wurde, bevor das Tier sich umdrehte und im Wald verschwand. Philip mochte seine Gabe mit Tieren in Kontakt treten zu können. Wie alle Bo'othi besaß auch er eine individuelle Gabe, die untrennbar zu seiner Alten Seele gehörte und die jetzt, nach dem Trinken, besonders stark ausgeprägt war. In zahlreichen Varianten waren diese in der Vergangenheit entstanden, um das Überleben des Volkes zu sichern. Im Zuge ihrer Evolution hatten die Bo'othi sie nach und nach entwickelt. Mit seiner Gabe konnte sich Philip auf die Gehirnströme der Tiere einstellen und auf emotionaler Ebene mit ihnen kommunizieren. Es waren keine Gespräche, wie man sie mit Menschen führte, aber Tiere merkten, dass er etwas Besonderes war und suchten häufig von sich aus seine

Gesellschaft. Auch jetzt raschelte es überall um ihn herum verstoßen im Gebüsch. Erst als Philip den Wald verließ und auf sein Auto zuzuging, spürte er, dass sich auch die kleineren Waldbewohner, die ihn aus nächster Nähe neugierig beobachtet hatten, wieder ins Dickicht zurückzogen.